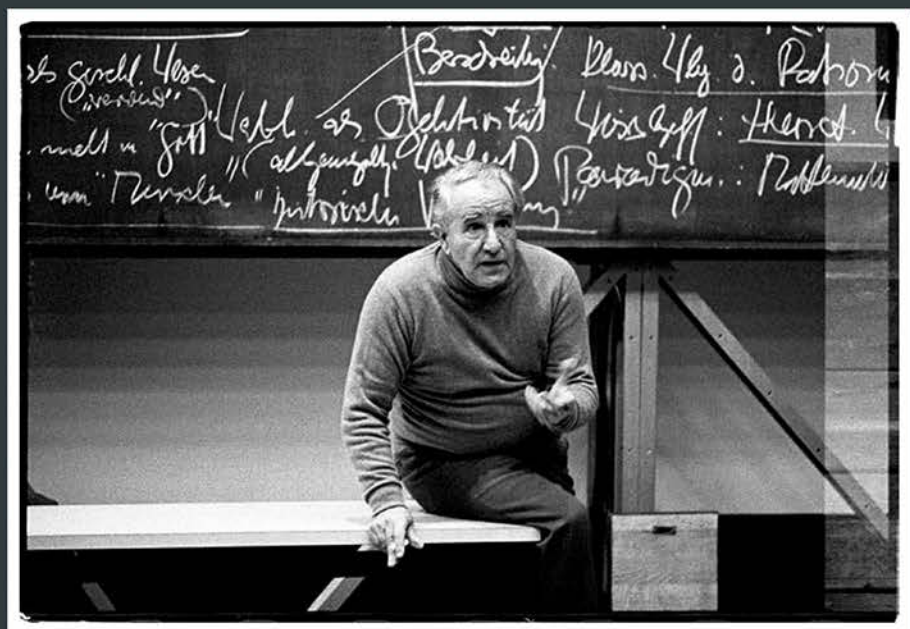


THOMAS ETZEMÜLLER (HG.)

DER AUFTRITT

PERFORMANZ IN DER WISSENSCHAFT



[transcript] sciences studies

sich ein höchst interessiertes Publikum über die eigene Fachwelt hinaus. Universitäten wie Bielefeld, Konstanz oder Bochum sind ganz anders konzipiert. Es handelt sich um Großstrukturen der 1960er Jahre, um »Wissensmaschinen«, deren Funktionselemente – Büros, Hörsäle, Bibliothek(en), Mensa usw. – architektonisch so zueinander angeordnet wurden, dass die Wissenschaftler effizient Wissen prozessieren können.⁵⁵ Zugleich soll der Raum die Angehörigen der Universität vergemeinschaften, etwa in der großen Haupthalle der Bielefelder Universität mit Mensa, Cafeteria, Buchhandlung, Restaurant, Schwimmhalle und Sitzgelegenheiten. In Tübingen (und Freiburg, Heidelberg, ...) leben Gelehrte die Verflechtung mit der Stadt; die neuen Universitäten sind ihrer Städte bewusst entrückt worden. Stattdessen legen sie architektonisch eine innere Verflechtung der Disziplinen an, indem räumliche Trennungen der Fakultäten auf vergleichsweise kurze Gehwege reduziert und disziplinäre Querbeziehungen hergestellt werden, beispielsweise in der Bielefelder Universitätsbibliothek, in der man auf einer Etage umlaufend die Literatur sämtlicher Fächer abschreiten kann. Wenn Tübingen ein Habitat für die klassische außeruniversitäre Lebenswelt von Studierenden bietet, so wird in Bielefeld (und Konstanz, Bochum, ...) ein Biotop der reinen Wissensproduktion hergestellt.⁵⁶

Englische Colleges waren zunächst als kleine Wohneinheiten für studentische Gemeinschaften gebaut worden; an deutschen Universitäten hielten Professoren ihre Seminare in ihren privaten Räumlichkeiten ab. In dieser intimen Atmosphäre wäre, nach den Moralvorstellungen des 19. Jahrhunderts, die Anwesenheit von Studentinnen nicht schicklich gewesen. Auch Bibliotheken galten lange Zeit als »männliche« Räume. Erst als Universitäten und Colleges entlang längerer Flure organisiert wurden, von denen Büros und Hörsäle abgingen, entfiel das bedrohliche Moment unschicklicher, schwer kontrollierbarer körperlicher Kontakte. Für die ersten Frauencolleges wiederum gab es zwei architektonische Modelle. Eines inszenierte durch die Räumlichkeiten einen bewusst häuslich-familiären Stil, der Eltern beruhigen und Kritik am Frauenstudium abschwächen sollte. Das andere drückte durch eine schlossartige Architektur mit Zentral- und Flügelbauten den Anspruch auf völlige Gleichheit aus. Auch diese Colleges wurden zunächst durch Mauern oder eine abgeschiedene Lage von ihrer Umwelt separiert. Im Innern konnten die Wege so organisiert sein, dass männliche Dozenten ihren Studentinnen nur am Katheder begegnen mussten.⁵⁷ Derart determiniert die Universitätsarchitektur zwar nicht das Sozialverhalten, doch sie kann dazu beitragen, *Präsenz* zu regulieren.

55 Dazu Schregel, Susanne: Interdisziplinarität im Entwurf. Zur Geschichte einer Denkform des Erkennens in der Bundesrepublik (1955-1975), in: NTM 24, 2016, S. 1-37; Hnilica, Sonja: Der Glaube an das Grosse [sic] in der Architektur der Moderne. Grossstrukturen der 1960er und 1970er Jahre, Zürich 2018, bes. S. 93-97, 105-108.

56 Was sich interessanterweise oft nicht unterscheidet, ist der Ausblick: Ob nun aus der Burse auf den Neckar (Tübingen), auf den Bodensee (Konstanz) oder das Lottental (Bochum) – Natur als Kontrastprogramm ist auch den neuen Universitäten nicht fremd. In Bielefeld sind, wie es heißt, Büros mit Blick auf den Teutoburger Wald die begehrtesten.

57 Zur Formierung von Sozial- und Geschlechterbeziehungen durch unterschiedliche Formen der Hochschularchitektur vgl. Forgan, Sophie: Eine angemessene Häuslichkeit? Frauen und die Architektur der Wissenschaft im 19. Jahrhundert, in: T. Wobbe (Hg.): Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne, S. 137-157.

Büros wiederum verdanken sich zum einen pragmatischen Gesichtspunkten der sich ausdifferenzierenden Forschung. Sie schaffen zugleich Hierarchien innerhalb des Lehrkörpers und repräsentieren Grenzen, die mit unterschiedlichen Passierscheinen überschritten werden dürfen: in der Sprechstunde mit Wartezeit oder bei kollegialem Anliegen ganz *en passant*. Dauerhaft geöffnete Bürotüren können dem Selbstverständnis des Büroinsassen oder sozialem Druck des Kollegiums entspringen – die Entscheidung, die Tür zu schließen, fällt im Innern des Raumes. Zugleich jedoch bringen die Möbel den Körper des Wissenschaftlers in Arbeitshaltung. Barbara Klemms bekanntes Bild des liegend lesenden Reinhart Koselleck⁵⁸ war lange Zeit eher nicht repräsentativ für wissenschaftliche Arbeitsweisen. Produktivität wird durch Arbeit am Schreibtisch und Regale voller Bücher und Papiere vor den kontrollierenden Blicken der KollegInnen inszeniert. Dabei, so wurde vermutet, begünstige die serialisierte, formalisierte Form der Architektur eine standardisierte Serienproduktion wissenschaftlicher Texte: »Die Singularität des Gedankens verflüchtigt sich in der kontrollierten, formalisierten Form der endlos sich wiederholenden Serie.«⁵⁹ Das dürfte kulturpessimistisch überzogen sein, doch ist der Zusammenhang zwischen Raumstruktur, Körperpräsenz und intellektueller Produktion in seiner historischen und konkreten Variabilität genauer zu erforschen.⁶⁰

In solchen Bühnen-Räumen werden spezifische Auftritte absolviert, die das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit und innerhalb der Wissenschaftlergemeinschaft aushandeln. Hörsäle sind universitätsöffentlich, Institute nicht mehr unbedingt, Büros sind abgeschlossene Räume. Diese Begrenzungen werden in der Regel auch wahrgenommen. Nur selten muss, wie am Tübinger Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaften auf dem Schloss, ein Schild explizit darauf hinweisen, dass es sich um ein Institutsgebäude ohne Besichtigungsmöglichkeit für Touristen handelt. In diesem geschichteten Raumkomplex haben die Akteursgruppen ihre Auftritte und vergewissern sich ihrer Zugehörigkeit, Fremdheit bzw. Abgrenzungen. Selbst für Bildungsbürger ist der Weg in den Hörsaal des Tübinger Studium Generale in der Innenstadt voraussetzungsärmer als der in das Innere des Raumschiffes einer modernen Universität in der Peripherie.⁶¹ Im inneren Ring der Institute bewegen sich vor allem die Angehörigen der Wissenschaft. Hier werden groß- oder kleinräumig Sozial- und Denkkollektive ausgebildet und verschmolzen; an Lehrstühlen von Gurus wurden in drastischen Fällen Lehrersubjekte bis in die Stimmlage hinein oder ein

58 Locher, Hubert: Reinhart Koselleck, fotografiert von Barbara Klemm, 2003, in: Ders./Markantonatos, Adriana (Hg.): Reinhart Koselleck und die Politische Ikonologie, Berlin/München 2013, S. 10-13.

59 Friese, Heidrun/Wagner, Peter: Der Raum des Gelehrten. Eine Topographie akademischer Praxis, Berlin 1993, S. 97.

60 In Kliniken »wurde psychiatrisches Wissen nicht einfach verbreitet, sondern [...] überhaupt erst performativ hergestellt. Der »Erfolg: der Vorstellungen hing von vielen raum-zeitlichen wie situativen Variablen ab. Dazu gehörten geeignete Hörsäle, die Verfügbarkeit und Auswahl von Patienten sowie spezifische von den Ärzten zu beherrschende Techniken, das Gewünschte hervorzubringen. Kontingenzen erschwerten die zuverlässige Aufführung« (Herrn, Rainer/Friedland, Alexander: Der demonstrierte Wahnsinn – Die Klinik als Bühne, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 37, 2014, S. 309-331, hier S. 324).

61 S. Hnilica: Der Glaube an das Grosse [sic] in der Architektur der Moderne, S. 214.

nachgeschlepptes Bein imitiert.⁶² Kaffeeküchen, Seminarräume, Labore, abendliche Kneipen sind die Orte, an denen soziale Interaktion, Netzwerkbildung, intellektueller Wettkampf und methodisch-habituelle Passung, also die Befähigung als Mitspieler vollzogen werden – und, mit teils ganz sparsamen, effizienten Mitteln wie der kinderunfreundlichen Uhrzeit von Kolloquien, eben auch Ausschlüsse. Hier reproduzieren sich das System Wissenschaft und das Fach durch alltäglich ein- und ausgeübte Praktiken. Hier ist der Ort, an dem die richtige Mischung aus zunehmender Originalität und zunehmender Konformität performiert wird, die über *Vf.* oder *Ausschluss* entscheidet.

Die Vergemeinschaftung funktioniert, wie in anderen Bereichen der Gesellschaft, auch in der Wissenschaft über Kleidung, Büroeinrichtungen oder Schreibutensilien, durch die man sich in die unterschiedlichen Fachkulturen einschreibt und das eigene Selbstverständnis als Wissenschaftler repräsentiert, ob man Hierarchien abzubauen vorgibt oder Distanz hält.⁶³ Die Spielräume dieses *self-fashioning* fallen unterschiedlich aus. Frauen, so eine Wissenschaftlerin, stächen auf Tagungen aus dem Meer der immer gleichen grauen Herrenanzüge heraus und blieben besser im Gedächtnis der Teilnehmer haften⁶⁴ – sie werden jedoch auch stärker über ihren Kleidungsstil (ab-) gewertet, weshalb Weiblichkeit als »Störvariable« durchaus invisibel gemacht werden muss.⁶⁵ Weiter sind die Geschäftigkeitsperformanz und die Belesenheitsperformanz zu nennen,⁶⁶ das ständig beiläufige Einfließenlassen auf dem Flur, in der Kaffeeküche oder in Mails, zu welcher Konferenz man noch eilt, wie viele neue Projekte man plant, welche debattierten Autoren man gerade liest, wie wenig Zeit man hat.⁶⁷ *Self-fashioning* findet in autobiografischen Texten statt oder als Gefälligkeit von Kollegen, wenn die sich gegenseitig in Ehrungen bescheinigen, unabhängige Denker zu sein und nicht, wie all die Anderen, ausgetretenen Pfaden zu folgen. Schließlich erfahren Gelehrtenabbildungen eine Renaissance durch eine neue Form der Stilisierung in Fotografien.⁶⁸

Naturwissenschaftler haben sich lange Zeit durch Musik vergemeinschaftet; noch im frühen 19. Jahrhundert nutzten sie Lieder, um sich öffentlich, aber nicht verlet-

62 Ich danke Anna Langenbruch und Thomas Alkemeyer für diese Hinweise.

63 Vgl. Stegmann, Stefanie: »... got the look!« – Wissenschaft und ihr Outfit. Eine kulturwissenschaftliche Studie über Effekte von Habitus, Fachkultur und Geschlecht, Münster 2005; Dies.: Herrenzimmer mit Sofa. Professoraler Habitus in universitären Alltagskulturen, in: Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien 21, 2015, S. 133-157; Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen: Das Outfit in der Wissenschaft. Zur symbolischen Repräsentation akademischer Fächer am Beispiel von Jura, Botanik und Empirischer Kulturwissenschaft. Begleitband zur Ausstellung im Haspelturm des Tübinger Schlosses vom 24. April bis 1. Juni 1998, Tübingen 1998.

64 Interview mit Andrea Dupree, in: H. Zuckerman/J. R. Cole/J. T. Bruer (Hg.): *The Outer Circle*, S. 94-126, hier S. 114.

65 M. Bosch: *Scholarly Personae and Twentieth-Century Historians*, S. 53; S. Beaufäys/B. Kraus: *Doing science – Doing Gender*, S. 93. Vgl. auch S. Beaufäys: Die Freiheit arbeiten zu dürfen; und als Fallstudie Neidhöfer, Thilo: *Popularität und Prestige. Margaret Mead und die Gratwanderungen der Wissenschaft(lichkeit)*, in: *l'Homme* 27, 2016, H. 2, S. 93-108.

66 Diese beiden Begriffe verdanke ich Sabrina Deigert.

67 Zum Stilisierungspotenzial des stets vollen Terminkalenders vgl. G. Dressel/N. Langreiter: *Nie Zeit, nie frei*.

68 Vgl. dazu den Bildessay in diesem Band.

zend von kritisierten Theorien oder Praktiken abzusetzen.⁶⁹ Historiker bildeten auf Seminarfesten im vorletzten Jahrhundert den »Körper« der Geschichtswissenschaft,⁷⁰ Danksagungen inszenieren bis heute Netzwerke und möglichst die Nähe zu den »Großen des Faches«,⁷¹ in biografischen Erzählungen kann man Kompetenz repräsentieren oder Brüche produktiv wenden,⁷² in Projekten, Kommissionen und Gremien wird eine gemeinsame Geschichte mit Höhen und Tiefen hergestellt – und genau notiert, wer den Comment nicht beherrscht.⁷³ Emotionen werden dabei wie die Körper ausgeblendet, vielleicht nicht in den privaten Gesprächen des Epitextes, gewiss aber im Peritext und auch in der Wissenschaftsforschung.⁷⁴ Ehrgeiz mag noch als positiv gelten, weil es den Kampfgeist anstachelt, Vertrauen, Freude, auch Enttäuschung werden als private Gefühle akzeptiert – wenn sie nicht zu überschwänglich geäußert werden –; man versucht, mögliche Verletzungen verdienstvoller Kollegen zu vermeiden, und man weiß, dass persönliche Beziehungen zwischen Doktoranden und Betreuern zu emotionalen Verwicklungen führen können.⁷⁵ Doch Tränen und heftige körperliche Reaktionen in einem *meeting* (oder auf einer Tagung), »that's just really unacceptable in the groups«,⁷⁶ ebenso, dass Ehr- und Loyalitätsfragen Rücksicht bei der Kritik an Lehrern üben lassen⁷⁷ – obwohl beides natürlich der Fall ist. Und selbstverständlich spielen Emotionen wie die Geringschätzung von Frauen in der Wissenschaft eine realitätsbildende Rolle, allerdings eben keine, die thematisiert wird. Thematisiert wird allenfalls kritisch, falls Emotionen wissenschaftliche Entscheidungen beeinflussen sollten. Wer dagegen seine Gefühle selbst bei einer gescheiterten SFB-Begehung zu kontrollieren vermag, hat seine Fähigkeit zur Distanznahme auch in harten Situationen unter Beweis gestellt.

69 Vgl. Jackson, Myles W.: Harmonious Investigators of Nature: Music and the Persona of the German Naturforscher in the Nineteenth Century, in: *Science in Context* 16, 2003, S. 121-145.

70 Vgl. Schnicke, Falko: Rituale der Verkörperung. Seminarfeste und Jubiläen der Geschichtswissenschaft des 19. Jahrhunderts, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 63, 2015, S. 337-358.

71 Plamper, Jan: Danke, danke, danke, in: *Die Zeit*, 27.7.2008 (URL: <https://www.zeit.de/2008/31/PS-Danksagung> [4.1.2019]).

72 Vgl. Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Wiesbaden 2005 (urspr. 1984), S. 13-22, 66-78.

73 Vgl. Interview mit Andrea Dupree, in: H. Zuckerman/J. R. Cole/J. T. Bruer (Hg.): *The Outer Circle*, S. 112f.

74 Das Thema wird nur angerissen; vgl. Ehn, Billy/Löfgren, Orvar: *Emotions in Academia*, in: Wulff, Helena (Hg.): *The Emotions. A Cultural Reader*, Oxford/New York 2007, S. 101-117; Barbalet, Jack: *Science and emotions*, in: Ders. (Hg.): *Emotions and Sociology*, Oxford/Malden, MA 2002, S. 132-150; Bloch, Charlotte: *Managing the emotions of competition and recognition in Academia*, in: J. Barbalet (Hg.): *Emotions and Sociology*, S. 113-131.

75 Mahr, Bernd: Väter unter den Talaren, in: *Kursbuch* 2000, Nr. 140, S. 87-103.

76 Interview mit Andrea Dupree, in: H. Zuckerman/J. R. Cole/J. T. Bruer (Hg.): *The Outer Circle*, S. 108.

77 Vgl. M. Fenske/R. Bendix: *Hinter verschlossenen Türen*, S. 42.

9. Performanz → Evidenz

Damit habe ich mehrfach die erkenntnistheoretische Bedeutung des Faktors »Performanz« angedeutet. Der Auftritt dient zweierlei: Der Beglaubigung der Person und der Beglaubigung von Wissen. Performanz könnte man, mit Philippe Lejeune, als öffentlich vollzogenen »Pakt« bezeichnen:⁷⁸ Erprobte Codes des Performierenden an das Publikum, dass ihm zu trauen sei, also visuelle und orale Repräsentationen von Konformität und inhaltlicher Qualität, die auf Verlässlichkeit schließen lassen und dadurch Reputation begründen. Hand in Hand gehen Zu-sehen-Geben und Sehen,⁷⁹ ebenso Einschmiegen (Kollektiv), Einschreiben (Narrativ) und Qualität (oder gar individuelle Originalität). Sachverhalte beginnen dann »wahr« zu werden, wenn sie in einer erwartbaren, akzeptierten Form aufgeführt werden; Evidenz wird nicht allein in wissenschaftlichen Verfahren hergestellt, sondern performative und methodische Techniken sind verflochten. Zugespitzt hieße das, Robert K. Mertons »Matthäus-Effekt« abgewandelt (bekannte Autoren werden öfter zitiert als weniger renommierte):⁸⁰ Ich zitiere X nicht *primär*, weil sein/ihr Text gut ist, sondern ich zitiere X, weil ich ihn/sie kenne und weiß, dass er/sie zu uns gehört (und der Text gut ist [und von allen zitiert wird]).

Spätestens nun allerdings muss die Einrede kommen, dass in der Wissenschaft immer noch die wissenschaftliche Qualität bestimmen sollte, wer gehört wird. Das ist nicht verkehrt, doch der Sachverhalt ist komplexer. Die Sozialisation als Wissenschaftler erzieht zur Konformität mit den Qualitätsstandards eines Faches sowie den Themen, die als relevant gelten, und der Art, wie sie methodisch bearbeitet werden. Konformität beschert Aufmerksamkeit, darauf kann langsam wachsende Reputation gründen. Wer die nicht verlieren will, fühlt sich geradezu verpflichtet, Qualität zu bieten — nordet sich zugleich jedoch weiterhin auf den performativen, inhaltlichen und methodischen *common sense* eines Faches ein, um nicht die Anschlussfähigkeit zu gefährden. Anders gesagt: Im Text tritt der Wissenschaftler als hinreichend depersonalisierter Vf. auf, im Theater des Betriebsalltags als hinreichend präsente Persona. Durch Performanz sucht er Vertrauen zu bilden und setzt sich ständiger Kontrolle aus. So, und nur so, kann er das Statut erlangen, Aussagen *als* wissenschaftliche Aussagen zu implementieren. Das heißt jedoch noch lange nicht, dass der Erfolg immer garantiert ist:

Dabei sind es gerade die schrulligen Außenseiter, die exzentrischen Typen, die stets etwas verstiegen und in Organisationsfragen eher hilflos wirken, aber alles über die altisländische Edda oder die Honigpapageien (Honis) wissen, die eine lebendige Wissenschaft bereichern. Sie sind es aber auch, die als erste auf der Strecke bleiben, wenn ein Anpassungsverhalten an die konformistische Logik des markenförmigen Selbst-Anouncements gefordert ist. Der heute geforderte Spezialisierungsgrad macht solche

78 Vgl. Lejeune, Philippe: Der autobiographische Pakt, Frankfurt a.M. 1994.

79 Wenk, Silke: Praktiken des Zu-sehen-Gebens aus Perspektive der Studien zur visuellen Kultur, in: T. Alkemeyer/G. Budde/D. Freist (Hg.): Selbst-Bildungen, S. 275-290.

80 Merton, Robert K.: Der Matthäus-Effekt in der Wissenschaft, in: Ders.: Entwicklung und Wandel von Forschungsinteressen. Aufsätze zur Wissenschaftssoziologie, Frankfurt a.M. 1985 (urspr. 1968), S. 147-171.